

Wolfgang Beinert

Christsein braucht Phantasie

Lockerungsübungen für den Leib Christi

Die älteste Fassung der *Siebenschläfer-Legende* stammt von Gregor von Tours, also aus dem 6. Jahrhundert. Wirkungsgeschichtlich bedeutsam wurde sie für das Mittelalter und bis in unsere Tage hinein durch die „*Legenda aurea*“ des Jacobus da Voragine¹. Dort wird erzählt: Kaiser Decius († 251) kommt nach Ephesus, um persönlich die Verfolgung der Christen zu leiten. Sieben jungen Männern gelingt es, sich in einer Höhle zu verstecken, wenigstens eine Zeitlang. Dann werden sie entdeckt. Der Imperator befiehlt, den Höhleneingang zu vermauern. Unter den Bauarbeitern sind zwei Christen, die eine Urkunde über das Martyrium in die Steine einfügen. Die jungen Leute sterben aber nicht, sondern fallen in einen Tiefschlaf. Zwei Jahrhunderte später, man schreibt das Jahr des Herrn 448, unter dem christlichen Kaiser Theodosius, grassiert eine Sekte, die die Auferstehung der Toten leugnet; das betrübt den Herrscher über die Maßen, so daß er in Depressionen fällt. Da läßt ein Bürger von Ephesus die Höhle öffnen; er braucht den Raum als Stall. Die Sieben wachen auf, meinen, eine Nacht geschlafen zu haben, und sehen, daß sie kein Essen mehr haben. Da schicken sie ihren Gefährten Malchus in die Stadt, um Brot zu kaufen.

Jetzt beginnt ein lustiges Verwirrspiel, das dem Leser um so mehr Gaudium bereitet, als er, anders als die Akteure, Bescheid weiß. Malchus handelt konsequent und logisch so, wie man eben nach einer durchgeschlafenen Nacht handelt, auch wenn ihm die baulichen Veränderungen in Ephesus – die Stadttore haben plötzlich Kreuze – äußerst seltsam vorkommen. Aber er geht zum Bäcker, bekommt auch sein Brot; doch der Tanz geht los, als der Verkäufer sich weigert, die längst außer Kurs geratenen Münzen anzunehmen. Er wie die anderen Bürger handeln ebenso konsequent und logisch, als sie den Jüngling gemäß den Gegebenheiten von 448 behandeln: Er muß einen Münzfund unterschlagen haben, er lügt mit seiner Story vom Höhlenschlaf. Malchus kann nicht daran zweifeln, daß alles eine Intrige ist, um ihn doch noch ans Messer zu liefern. Schließlich werden der Bischof und der Statthalter eingeschaltet. Aus den Ungereimtheiten zieht der Kirchenmann den Schluß, daß da Gott seine Hand im Spiel haben müsse. Man geht zur Höhle, findet jene Urkunde und vor allem die anderen sechs Jungen, deren Gesichter blühen wie die Rosen. Der Kaiser kommt und erklärt staunend: „Ich sehe euch so, als sähe ich den Herrn, der den Lazarus erweckt hat.“ Ja, entgegnet

einer von ihnen, sie seien auferweckt worden, um den Glauben an die Auferstehung des Fleisches zu stärken. Dann geben die Siebenschläfer den Geist auf. Der Kaiser läßt ihr Grab mit goldenen Steinen zieren, froh, daß der Glaube glänzend gerechtfertigt ist.

Der Reiz der Legende liegt darin, daß alle Beteiligten zwar vor ungewöhnliche Tatsachen gestellt sind – ein anderes Stadtbild, längst ungültige Münzen –, daß sie aber darauf ausschließlich in den Bahnen ihrer Denkschemata reagieren, die sie aus den Alltagserfahrungen abgeleitet haben: Verfolgung, Betrug. Sie haben die richtigen Prinzipien, sie deduzieren aus ihnen nach allen Regeln der Logik – trotzdem sind die Schlüsse nicht stimmig. Erst der Bischof kommt darauf, daß es auch noch eine höhere Wirklichkeit geben könnte, vor der die alltäglichen Kategorien zuschanden werden. Das ist ein Akt der Phantasie. Als man die Prinzipien dieser Wirklichkeit zu Prämissen nimmt, die im Grund bereits im Glaubensbekenntnis vorgelegt sind, lösen sich alle Paradoxe auf, die Geschehnisse erscheinen wieder kohärent. Der Fund jener Urkunde bestätigt endlich sogar noch empirisch die Richtigkeit der Interpretation.

In dieser Geschichte sind im Grunde alle Elemente gesammelt, die mit der sicher nicht ganz alltäglichen Frage zusammenhängen, was das Christentum mit der Phantasie zu tun habe. Vermutlich würden die meisten Leute die Augenbrauen emporziehen, stellte man sie ihnen. Möglicherweise reichte dann das Spektrum der Antworten vom rigiden „Gar nichts!“ bis zum Verdacht, das Christentum selber sei eine höchst phantastische, will heißen: unglaubwürdige Angelegenheit. Aber beweist die Verwunderung über eine möglicherweise positive Verknüpfung der Begriffe „Phantasie“ und „Christentum“ auf dem Hintergrund der Siebenschläfer-Anekdote vielleicht bereits, daß sie auf Mangel an Phantasie bei denen schließen lassen muß, die sie hegen? Kann man dann von der Hand weisen, daß sie folglich auch realitätsblind sind wie die Bürger von Ephesus oder doch wenigstens tote Punkte im Gesichtsfeld aufweisen? Es scheint lohnend, den Dingen ein wenig nachzugehen.

Was ist Phantasie?

Der Computer hat eine Liste von 46 lieferbaren Werken ausgedruckt, als ich Material für diese Reflexionen suchte, die meisten davon aus dem Fachgebiet Psychologie². Theologische Titel sind rar; immerhin haben alle modernen Fachenzyklopädien das Stichwort³. Sie weisen darauf hin, daß Phantasie vom griechischen „*phainomai*“ gebildet ist, welches erscheinen, ins Licht treten bedeutet. Phantasie ist mithin grundsätzlich die Fähigkeit des Menschen, Wirklichkeiten, Dinge oder Zusammenhänge transparent werden zu lassen; näherhin versteht man darunter die kreative Vorstellungskraft, die mittels aktiver Wahrnehmung der Realität und

rezeptiver Teilhabe an ihr die ihr wichtigen Eigenschaften abstrahiert und zu neuen Gebilden formt. Sie lebt einerseits aus der Erinnerung, indem sie auf bewährte und bewährte Eindrücke zurückgreift, andererseits ist sie Projektion auf Zukunft, sofern sie schöpferisch bislang unvorgedachte Perspektiven entdeckt und von ihnen aus neue Kontexte erschaut und gegebenenfalls formuliert, auch ohne daß oder bevor sie empirisch gegenwärtig werden. Phantasie ist der Bildsinn, die Einbildungskraft, das Sensorium für das Mögliche. Sie ist der Motor des induktiven Denkens, gegründet auf der Rationalität des Menschen, also auf Vernunft und Verstand.

Neben der Intuition unterscheidet man als Erkenntnismöglichkeiten bekanntlich Deduktion und Induktion. Unter Deduktion verstehen wir das schlußfolgernde rationale Denken, das sich genau an die Regeln der Logik hält und aus den Prämissen ableitet, was strenggenommen bereits in ihnen beschlossen liegt: Wenn alle Menschen sterblich sind, Peter aber ein Mensch ist, dann muß Peter eines Tages sterben. Die Konklusion mag einen Sachverhalt verdeutlichen, neu ist sie keineswegs. Anders steht es bei der Induktion. Sie leitet aus der Erfahrung der Wirklichkeit ein Prinzip ab, das als solches noch nicht unbedingt in der Einzelwahrnehmung erkennbar ist: Wenn zehn Gegenstände, die ich fallen lasse, nach unten fallen, kann man sicher sein, daß auch Gegenstand Nr. 11 und alle weiteren nach unten fallen – das Schwerkraftgesetz ist dem Kern nach entdeckt. Es zeigt etwas Neues, das erst durch den Überschnitt von den vielen einzelnen auf alle sichtbar wird. Dieser Überschnitt ist das Werk der Phantasie. Er legt sich nahe, ist aber keineswegs absolut zwangsläufig. Niemand kann schlüssig die Behauptung widerlegen, Gegenstand Nr. 532789 falle nach oben. Das geht vor allem dann nicht, wenn er erst in Zukunft produziert wird.

Phantasie hat also wesentlich mit Freiheit zu tun. Phantasie setzt Kühnheit, Vertrauen, Wagemut, Entschlossenheit voraus. Diese Freiheit bezieht sich allerdings nur auf die Exekution, nicht schon auf die Motivation von Denken und Handeln. Die Wirklichkeit, vor der ein Subjekt sich findet, ist in sich ein polymorphes Konglomerat von additiven Materialien, die aus sich selbst zunächst nichts sagen. Sie versetzen es daher in eine schlimme Situation, die von Ratlosigkeit bis Angst alle Färbungen der Bedürftigkeit aufweisen kann.

Diese Situation wird erst behoben durch die Sinngebung seitens des Subjekts. Sie ist das Werk der Phantasie und lebensnotwendig und insofern zwangsläufig. Frei ist die Phantasie hingegen bezüglich des konkreten Wie der Deutung. Wer in die Alpen reist, sieht sich mit Hügeln, Bergen, Ebenen, Schluchten, Seen konfrontiert. Er spürt das dringende Verlangen, diese Elemente irgendwie zu ordnen und faßt sie daher zusammen durch den Begriff „Landschaft“. Das ist bereits ein Produkt der Phantasie. „Landschaft“ gibt es an sich nicht, da existieren nur die Materialien. Die Phantasie begnügt sich aber nicht mit der Produktion von Ordnung, sie vollzieht darüber hinaus das Werk der Deutung und Wertung. Das Sub-

jekt empfindet dank der Phantasie die „Landschaft“ als lieblich, erhaben, überwältigend, bedrängend, furchterregend. Indem die von ihr geschaffene Ordnung interpretiert wird, bekommt die Wirklichkeit Sinn. Das geschieht näherhin dadurch, daß die Sinneserscheinungen umgeschmolzen werden zu Zeichen: Sie bedeuten nun etwas, sofern sie auf ein anderes verweisen, das die Wirklichkeit erst zu sich selber bringt. Es muß Liebe, Erhabenheit, es muß das Tremendum und das Fascinosum geben, das in der Landschaft nun aufscheint und durch sie bezeugt wird. Dieses andere kann auch der ganz Andere sein. Phantasie ist somit Teil der Wirklichkeit des Religiösen.

Phantasie ist Werk der Freiheit, Instrument der Sinndeutung der Welt. Aber wie groß ist die Freiheit und welcher Sinn zeigt sich der Phantasie? Warum erlebt der eine die Alpen als atemberaubend schön, der andere als Ort horrender Gefahren? Der Grund liegt in der Struktur unseres Erkennens. Wir erinnern uns, daß die Induktion nur möglich ist aufgrund einer Entscheidung, eines Wagnisses. Sie birgt ein Restrisiko, das nicht behoben werden kann. Aber auch der Weg der Deduktion ist keineswegs gefahrlos. Er ist nicht sicherer als die Prämissen. Sind diese aber sicher? Ziemlich sicher kann man sein, daß Peter ein Mensch (und kein verkleideten Geist) ist; aber woher weiß man eigentlich absolut bestimmt, daß alle Menschen sterben? Steht dahinter nicht auch nur eine Induktion? Schon Aristoteles schreibt in den „Analytica posteriora“: „Den Prinzipien, allen oder einigen, muß man notwendigerweise mehr Glauben schenken als dem Abgeleiteten. Wer durch den Beweis zu einem Wissen gelangt, der muß notwendigerweise ... in höherem Grad die Prinzipien wissen und glauben als das, was man aus ihnen ableitet.“⁴

Wo man aber Glauben schenken muß, da bedarf es des Vertrauens. Die Phantasie geht also niemals sozusagen aus dem Stand der Unschuld heraus ans Werk, sondern bereits geprägt durch Fundamentalerfahrungen, die das Subjekt positiv – im Sinn eines Urvertrauens oder auch bloß eines Ad-hoc-Vertrauens – oder negativ – als Grundmißtrauen oder als hier und jetzt gehegtes Mißtrauen – induziert haben. So kann sie angstgeleitet sein, weil das Subjekt durch das Neue, das die Phantasie vor Augen stellt, aus mühsam erworbenen Sicherheiten gerissen zu werden droht und sich ihrem Wirken prinzipiell widersetzt. Das ist beispielsweise die Grundstimmung fundamentalistischer Haltung, die sich eben darum, welchen weltanschaulichen Inhalten sie sich konkret auch verbinden mag, stets konservativistisch und integralistisch gebärden muß⁵. Die Dramaturgie der Siebenschläfergeschichte zeigt anschaulich, worum es geht. Die Beteiligten agieren aus einem Mißtrauen, das sehr wohl erfahrungsbezogen ist, das aus der Welt des Bösen und der Sündhaftigkeit gewonnen wurde: Sie wittern darum im jeweiligen Verhalten stets das Böse – den Verrat, den Betrug, die Lüge. Und sie verfehlen aus böser Phantasie die Realität! Allein der Bischof hat die große, die gute Phantasie und glaubt an eine prinzipiell gute Fügung der Dinge in der Welt. Und er ist der einzige Realist in diesem Drama.

Die Produktionen der Phantasie werden jedoch nicht nur durch die Vertrauensvorgaben bestimmt, sondern auch durch die Beachtung der Induktionsregeln. Wo die Wirklichkeit nicht in ihrem ganzen Umfang wahrgenommen wird als Ausgangspunkt, führt die Phantasie zur Realitätsferne. Wo die Wirklichkeit unzureichend registriert worden ist, schlägt Phantasie um in bloße Einbildung. Wo die Deutung die Realität mißachtet, endet Phantasie im Phantastischen.

Phantasie ist, alles in allem genommen, jene urmenschliche und fundamental menschliche Fähigkeit, aus und in Freiheit die Wirklichkeit der Welt zu ordnen und zu deuten. Sie wird damit zugleich zum Grundbestandteil des Religiösen überhaupt, sofern Religion die umfassende und integrale Interpretation des Seins zu sein beansprucht.

Phantasie gehört zum Sprachschatz der Bibel nicht, sehr wohl aber zu ihrer Wirklichkeit. Man kann das an zahlreichen Daten illustrieren; ich beschränke mich darauf, es an drei biblischen Gegebenheiten zu zeigen: am Gottesbild, an der Denkstruktur, an der Person Jesu von Nazaret.

Gottesbild der Bibel

Die Kern- und Sternüberzeugung der Bibel lautet: Gott hat eine unstillbare Leidenschaft für die Menschen als freie, autonome und intelligente Wesen, die allein in ihm selber ein Vorbild besitzen und die kein geringeres Ziel ihres Lebens haben als volle und abstrichlose Gemeinschaft mit ihm, mit Gott, selber. Darum hat er die Welt geschaffen, darum hat er einen Bund gestiftet, darum gibt er seinen einzigen Sohn in den Tod hin, darum ruft er ein Volk namens Kirche ins Leben. Diese Leidenschaft erfließt nicht aus irgendeinem Naturdrang in Gott; völlig frei und souverän ist seine Liebe wie auch alle Formen und Weisen, wie er sie lebt und wie er sie zum Endziel führt, eben zur seligen Gemeinschaft. Jack Miles hat in seinem großartigen Buch „Gott. Eine Biographie“⁶ farbig geschildert, wie das (jüdische) Alte Testament die Planerfüllung Gottes Seite für Seite, Buch für Buch anschaulich macht.

Ein solches Gottesbild aber setzt voraus, daß Gott über jene Geisteskraft verfügt, die wir Phantasie genannt haben. Nur mittels ihrer ist (wenigstens für uns) denkbar, daß er freie Wesen frei ins Dasein ruft und ihnen das Exerzitium der Freiheit verstatet, frei von Furcht, sie möchten ihm irgendwann und irgendwie die Handlungssouveränität entwenden wie Prometheus das Feuer dem Göttervater Zeus. Gott kann das Spiel der Geschichte so spielen, daß er keine menschlichen Züge prädestiniert und dennoch aus der Fülle seiner Kreativität zum guten, zu seinem Ende führt, das Vollendung der Menschen ist. Phantasie ist unter den Prämissen des biblischen Gottesverständnisses ein elementarer und fundamentaler Zug der menschlichen Gottebenbildlichkeit. Der phantasielose Mensch hätte

sich seines Menschseins begeben. Phantasie ist somit nach christlichem Verständnis Bestandteil der Humanität.

Denkstruktur der Heiligen Schrift

Zur biblischen Theologie (das Wort in seiner Grundbedeutung als Lehre über Gott genommen) gehört freilich auch die Einsicht, daß der offenbare Gott wesensmäßig stets auch der verborgene Gott bleibt. Diese Verborgenheit ist so grundlegend, daß sie auch in allen Werken Gottes gegeben ist. So ist die Wirklichkeit wesentlich offen auf Transzendenz; die Wahrheit der Dinge bleibt unabgeschlossen. Gerade deswegen brauchen wir die Phantasie, um sie nach Möglichkeit – und das heißt bei einer geschaffenen Wirklichkeit sofort: auf Gott hin – zu erschließen, das heißt eben das Neue, Undeduzierbare zu erkennen. Was für die Welt gilt, gilt in eminentem Maß für Gott. Denn anders als bei der Welt ist uns nicht nur das Wie Gottes, sondern auch seine Existenz verborgen. Sie kann immer nur indirekt ein wenig erhellt werden – durch sein Wort, durch die Betrachtung seines Werkes. Damit aber bleibt sie verwechselbar, zweideutig, zwielichtig. „Si capis, non est Deus“, hat Augustinus gesagt: Was man von Gott begriffen hat, ist noch nicht Gott. Darum kann man ihn zwar theoretisch, nicht aber tatsächlich durch die „natürliche“ Gotteserkenntnis erfassen⁷. Man muß sich ihn sagen lassen, man muß das Gesagte kreativ weiterdenken, man bedarf der Phantasie für Gott. Genau diesen Weg gehen die Autoren der Heiligen Schrift!

Für ihre Leser war sie kein profanes Buch, sondern ein Produkt aus der Inspiration Gottes und der literarischen Fertigkeit der menschlichen Verfasser. Daraus folgte die Inerranz, die Irrtumslosigkeit der Bibel. Wenn mithin zu lesen ist, daß Gott die Welt in sechs Tagen zu 24 Stunden geschaffen hat, die ersten Menschen in einem Paradiesesgarten glücklich lebten und durch die Machenschaften einer Schlange vertrieben wurden, dann verstanden die Leser durch Jahrhunderte diese Erzählungen als Berichte, als Reportagen des Anfangs. Erst recht wurden alle Wundertaten Jesu, alle seine Worte als historische Protokolle begriffen. Natürlich merkte man recht bald, daß viele Texte sich nicht zusammenreimen ließen, daß Widersprüche nicht zu verhehlen sind. Aber dann nahm man die Zuflucht zur Allegorese mit gelegentlich atemberaubenden Verrenkungen des Wortsinns, an dem man freilich so gut als gängig festzuhalten bestrebt war. Die Aufregung und der Schrecken waren ungeheuer, als sich durch die Arbeiten der modernen Exegese unwiderleglich herausstellte, daß sich das alles mitnichten so zugetragen hatte, wie es dastand, und manche Spiritualisierung schlicht falsch ist. Unsere Erde ist nicht in sechs Tagen entstanden, ein Paradies hat es nie gegeben, die Schlange ist ein Mythos, viele Jesusgeschichten sind Fiktionen der Evangelisten. Was aber nicht war, das war nicht wahr...

Das ist ein großes Mißverständnis. Dies gilt bereits für den innerweltlichen Bereich. Wenn unsere Weltsicht ohnehin auf hypothetischen Konstruktionen beruht, die nur solange gelten, wie sie sich bewähren, dann ist unsere Wahrheitserkenntnis viel eingeschränkter, als wir im Alltag wahrhaben wollen. Erst recht trifft das für den Bereich Gottes zu. Seine Wirklichkeit und sein Wirken ist immer umfassender als alles, was wir überschauen können. Gerade deswegen bedarf es der Kraft der schöpferischen Phantasie, um in die Normalität der Empirie einzubilden, was diese um ein Unendliches übersteigt, was aber in der Erfahrung der Offenbarung zur Gewißheit geworden ist. Theologische Konstruktionen und dichterische Imaginationen sind die Ausdrucksformen für diese Wirklichkeit – über andere verfügen wir nicht, auch nicht die biblischen Autoren. Darum ist davon auszugehen, daß auch das wahr ist, was so nicht war. So lesen wir das Sechstageswerk als Theologumenon von der Allwirksamkeit Gottes, die Paradiesesgeschichte als eschatologische Vorausschau des Zustands, in dem Gott wirklich und unumschränkt Herr ist, die Jesuserzählungen als Verdeutlichung seiner Messianität. Ihre Wahrheit beziehen sie nicht mehr aus der historischen Überprüfbarkeit, sondern aus der Wirklichkeit des göttlichen Handelns, die sich in der Erfahrung des Glaubens erschließt und in der Phantasie konkretisiert wird.

Dieser Glaube aber ist nach biblischem Verständnis ohne die Kraft der Phantasie gar nicht vollzugsfähig. Dem Hebräerbrief zufolge ist er „Feststehen in dem, was man erhofft, Überzeugtsein von Dingen, die man nicht sieht“ (Hebr 11, 1) – also Imagination des Kommenden. Das gilt bereits von dem nach jüdisch-christlichem Verständnis exemplarischen Glauben Abrahams, der nach der Interpretation des Paulus „gegen alle Hoffnung“ sich vorstellen konnte, daß er, da Gott es verheißen hatte, als Hundertjähriger noch Völkervater werde (Röm 4, 18–22). Das trifft zu für den Glauben der Propheten (vgl. Jes 14, 28–32). Erfahrungsausgang ist immer Gottes Wort, mit dem sich die Überzeugung von seiner Treue verbindet. Das genügt, um Projektionen durch die Phantasie zu ermöglichen, die ihrerseits Fundament für Leben und Sterben des Glaubenden werden. Wer also keine Phantasie hat, der kann nach biblischem Verständnis nicht glauben.

Man kann in diesem Zusammenhang auch noch auf die meist übersehene Bedeutung der Kategorie „neu“ aufmerksam machen, die in einem gewissen Antagonismus zum bekanntermaßen ebenfalls biblischen Begriff der Überlieferung steht, der meist in der christlichen Verkündigung begünstigt wurde, aber von großer Bedeutung ist⁸.

Jesus und die Phantasie

Das Zentrum der jesuanischen Predigt ist unbestreitbar die „*Basileia tou Theou*“, das Reich Gottes, das heißt die Verwirklichung des Gotteswillens in der Zeitlich-

keit und Weltlichkeit der menschlichen Geschichte. Die Basileia ist nach Mk 1, 15 zwar „nahe gekommen“, nämlich in der Predigt Jesu, aber sie bedarf noch der endgültigen und unwiderruflichen Präsenz. So verstanden, ist sie Ereignis der Zukunft. Man vermag ihr also, so wissen wir nach dem Vorausgegangenen, nur durch die Imaginationen der Phantasie zur Realität zu verhelfen, zumal sie das Reich der Menschlichkeit, der Freiheit, des Glaubens, der Gottesgewißheit ist, also Qualitäten aufweist, der man sich nur mittels Phantasie zu versichern imstande ist. In der Tat ist die Verkündigung Jesu ein einziger Appell an diese Phantasie.

Das zeigen bereits die für die Reich-Gottes-Predigt typischen Gleichnisse, in denen er die Basileia seinen Hörerinnen und Hörern vor Augen stellt. Tiere, Pflanzen, Menschen werden poetisch in Dienst genommen, um die phantastische Botschaft zu verkünden: Gott handelt menschlich. Er gibt jedem eine Chance, der sich glaubend wider allen Augenschein auf ihn einläßt. Er kann aus einem unfruchtbaren noch einen fruchtbaren Menschen machen. Er belohnt das risikofreudige Leben: Die Talente muß man wuchern lassen, für den Schatz im Acker soll man alles drangeben. Er verzeiht dem verlorenen Sohn, indem er seine Gerechtigkeit mitten unter den Missetaten entdeckt, und reißt dem daheimgebliebenen Sohn die Maske der Selbstgerechtigkeit vom Gesicht – und offen bleibt der Phantasie, was daraus wird.

Ein zweites Beispiel für die Typik der jesuanischen Botschaft ist seine Ethik. Sie zeichnet sich durch eine eigenartige Ambivalenz aus. Auf der einen Seite lehrt er eine strenge Treue zur Thora, von der in Ewigkeit kein Iota vergehen wird (Mt 5, 18 par.), auf der anderen ist sie laut „Stürmerspruch“ zeitlich bis zum Auftreten des Täufers begrenzt (Mt 11, 12 par.). Auf der einen Seite verschärft er ihre Weisungen: statt Tötungsverbot schon Zornesuntersagung (Mt 5, 22); statt Ehebruchsankündigung bereits der Imperativ, nicht einmal eine andere Frau zu begehren (Mt 5, 28); statt bloßer Nächsten- die Feindes-, Fremden- und Sünderliebe, die die Thora gar nicht im Auge hatte (Mt 5, 43 ff.; Lk 10, 25 ff.; Lk 7, 36 ff.). Auf der anderen Seite entschärft er ihre Normen: Nicht nur Lebensrettung, auch Lebensförderung setzt die Sabbatregeln außer Kraft (Mk 3, 4); soziale Verpflichtungen sind wichtiger als die Kirchensteuer (Mt 23, 23); Versöhnung geht vor Opfer (Mt 5, 23 f.).

Diese Doppeldeutigkeit ist aber nicht widersprüchlich, sieht man sie unter dem Vorzeichen des Gottesreichs. Dann geht es nämlich um mehr als um die traditionelle Option Gesetzesgehorsam versus Widerspruch zu Gott durch Thoramißachtung. Jesus fordert vielmehr ein äußerst radikales und höchst waches Bewußtsein für die menschliche Wirklichkeit, eine bis aufs äußerste gespannte Wahrnehmung für die Menschenliebe Gottes – und beides ist eigentlich ein und dasselbe. Die Würde des Menschen, seine Gottebenbildlichkeit wird nicht erst geschändet durch brachiale Tätlichkeit, sondern schon durch Diffamierung, Herabwürdi-

gung zum sexuellen Objekt; seine Unabhängigkeit letztlich nicht gesichert durch einen Urwald von Vorschriften, sondern durch die Förderung seines Glücks. Er muß sich Gott nähern durch selbstvergessenen Einsatz, nicht durch berechnende Vorsicht.

Das Reich Gottes, mit einem Wort, ist nicht das Resultat berechnender Planung, auch nicht geistlicher Strategien, sondern unvordenklicher Einbruch der herrlich-herrscherlichen Liebe Gottes. Nur wer Phantasie hat, hat eine Chance, sie zu erspüren, zu erfahren, zu verwirklichen. Jesusunachfolge ist Phantasie im Vollzug.

Phantasie in der Kirche

Es bedarf geringer Phantasie, um sich auszumalen, daß eine Umfrage, ob Phantasie in der Kirche heute Heimatrecht besitze, nur wenig positive Prozentpunkte erhalte. Zu offenkundig sind die Fakten, welche belegen, daß in der Spannung von Innovation und Tradition die römisch-katholische Glaubensgemeinschaft (von der wir künftig allein reden wollen), offiziell jedenfalls, für letztere votiert: Das Gewesene erhält ganz augenscheinlich stets die Vorfahrt vor dem Kommenden.

Zu Anfang unseres Jahrhunderts galt das Eintreten für das „Moderne“ (was es auch immer sein mochte) als Häresie aller Häresien schlankweg und schlechthin. Gute Katholiken waren Antimodernisten. Pius XII. suchte sich in der Enzyklika „*Humani generis*“ (1950) gegen viele neuere theologische Strömungen zu verwahren; wider alle Bildungstendenzen wollte Johannes XXIII. mit dem Schreiben „*Veterum Sapientia*“ dem Verfall des Lateinischen in der Kirche wehren (1962); Paul VI. setzte sich aus Angst vor einem Traditionsbruch mit seiner Lehre über die Empfängnisverhütung („*Humanae vitae*“ 1968) ausdrücklich in Widerspruch zur Majorität der von ihm selbst berufenen Kommission; die wichtigsten Dokumente aus dem Pontifikat Johannes Pauls II. gelten als restaurativ. Der „Katechismus der Katholischen Kirche“, um eines nur zu nennen, ignoriert nach Ansicht der Kritiker weitgehend die theologische Ernte der letzten fünfzig Jahre.

Es fiel nicht schwer, die Liste zu verlängern. Man hätte wohl einige Mühe, um herauszufinden, gegen welche Neuerungen in den letzten zweihundert Jahren die Kirche *nicht* gewesen ist. Wenn sie einmal (selten genug) ein Verdikt aufhebt wie jene gegen Galilei oder Darwin, dann erntet sie nur Spott, weil sie sich Jahrhunderte Zeit läßt für ein Urteil, das alle anderen Leute längst gefällt haben. Das freilich macht sie offenkundig nur noch unsicherer und blockiert genau jene Phantasie, die ermöglichte, die Zukunft zu bestehen. Niemand darf sich wundern, wenn die Kirche der Mehrheit der Zeitgenossen generell und wesensbegründet als rückständig, einbildungsarm, fundamentalistisch erstarrt gilt. Von vornherein wird der

Hinweis auf das Zweite Vatikanische Konzil abgelehnt: Da habe die Kirche es zwar unternommen, erste und verheißungsvolle Ansätze zu einer Auseinandersetzung mit der Gegenwart zu unternehmen, aber bald nachher habe sie die Courage verlassen, und sie sei zum Beschluß gekommen, jene Versammlung unter die kirchengeschichtlichen Betriebsunfälle zu verbuchen.

Ein beinahe gespenstisch anmutendes Verhalten ist die Folge. Denken wir beispielsweise an die soziale Frage im 19. und an die Frauenfrage im 20. Jahrhundert. Ab einem relativ frühen Zeitpunkt war beide Male ziemlich sicher zu erkennen, daß die wirtschaftlich-soziale bzw. die geistig-kulturelle Situation den Abschied von den überlieferten Rollenbildern und Rollenzuweisungen unvermeidlich machte. In beiden Fällen hat die Kirchenführung die Fakten erst in einem Augenblick (und dann mit erkenntlichem Ächzen) anerkannt, als es mehr oder minder zu spät war: Erst die Arbeiter, dann die Frauen waren schon längst scharenweise der Kirche davongelaufen. Das Ergebnis der neuzeitlichen Kirchenreaktion zeichnet sich immer deutlicher ab: Es gleicht dem Dialog des Siebenschläfers Malchus mit den Bürgern der Stadt Ephesus: So wenig diese damals den Mann aus vergangenen Zeiten verstehen konnten, so fremd klingen den Bürgern des Welt dorfs (global village) von heute die vielen seltsamen Worte der Kirche.

Doch dieses Urteil ist in seiner Pauschalität nicht zu halten. In einer guten Kirchengeschichtsdarstellung wird man mit angehaltenem Atem verfolgen, mit welchem Elan die Glaubensgemeinschaft den Überstieg vom Judentum zur hellenistischen Kultur, von dieser in den germanischen Lebensraum in Theologie und Liturgie, in Spiritualität und Kultur vollzogen, glücklich vollzogen hat. Daß der Geist der Phantasie sie nie ganz verlassen hat, bezeugen vor allen anderen die Heiligen. Der junge Ägypter Antonius probiert, wie man aus einer überalterten Kultur „auf christlich“ aussteigt – und das Mönchtum ist begründet. Der reife Mann Benedikt von Nursia übersetzt am Ausgang der Antike das römische Ordnungsprinzip in die Sprache des Evangeliums – und die christliche Kultur des Abendlands beginnt. 1206 wirft Francesco Bernardone seine Kleider dem Vater vor die Füße, weil er nackt dem nackten Christus folgen will – und über der Christenheit geht eine Sonne auf, schreibt Dante über die Folgen dieser Tat⁹. Über 600 Jahre danach macht eine kleine Nonne Ernst mit dem Jesuswort, daß sein Joch leicht sei – die Faszination der Theresen von Lisieux schlägt ihr Jahrhundert und die Zeit bis jetzt in den Bann. Auch diese Liste ließe sich unabsehbar weiterführen bis zur Stunde. Und morgen müßte man sie fortschreiben.

Gleichwohl: Den ersten Katalog höbe sie nicht auf. Er behielte, ja er mehrte sein Gewicht noch, wenn man hinzufügt, daß alle diese Heiligen ihre Probleme mit der Kirche deswegen hatten, weil sie das Unvorgedachte zu denken wagten, weil sie Handlungsmuster einführten, die es bis dato nicht gegeben hatte. Das machte sie der offiziellen Kirche allezeit verdächtig. Ihr Problem war ihre Phantasie. Warum war, warum ist das so?

Beschränken wir uns bei der Analyse auf die Neuzeit. Die ersten drei Viertel ihrer bisherigen Geschichte war die Kirche vom Ordo-Denken als dem Leitbild ihres Denkens und Handelns geprägt, wie es die Antike übermittelt hatte. Es ruhte auf einem statisch-ungeschichtlichen Weltbild auf, dessen Forschungsideal das Wesen, das Universale, das Allgemeine ist. Oberster Garant der Ordnung ist Gott, der diese Welt und alle Einzeldinge nicht allein geschaffen, sondern letzteren zugleich den ihnen in der Schöpfung zukommenden Platz unverrückbar zugewiesen hat. Damit war das christliche Denken deduktiv bestimmt. Theologie wird konsequenterweise Konklusionentheologie, die nur die obersten Prinzipien, die in Gottes Offenbarung klar und sicher zutage getreten sind, in immer neuen Ableitungen entfalten kann und zu entfalten braucht. Dann kann es zwar neue Schlußfolgerungen aus den ewigen Wahrheiten, aber nicht wirklich neue Wahrheitserkenntnis geben. Die Welt wird ontologisiert und dadurch vor dem Chaotischen gesichert. In der Sprache einer politischen Theologie liest sich das so: Der Gottesstaat übermächtigt den Satansstaat¹⁰.

Das Resultat ist zunächst ein gewaltiger Erkenntnisschub in der Hochscholastik – soweit tatsächlich die Erkenntnismöglichkeiten aus den Prinzipien aktualisiert wurden. In der Spätscholastik und auch in den Wiederbelebungsversuchen des 19. Jahrhunderts (Neuscholastik) läuft sich die Methode aber tot. Weil alle Innovation im Gefängnis des Konklusionismus und Deduktionismus gehalten wurde, tummelte sie sich auf dem Feld immer subtilerer, immer gewagterer Ableitungen, sichtbar geworden vor allem in der Mariologie, die schier unerschöpflich Privilegien, Titel, Vorzüge aus der Gottesmutterchaft der Frau aus Nazaret eruierte. Ein anderes beliebtes Feld der theologischen Spekulationen war die Eschatologie: Da tauchte die Frage auf, wie es bei der Auferstehung des Leibes jenem Missionar ergehen werde, dessen Schenkel erst im Magen jenes edlen Kannibalen gelandet war, der ihm zum Martyrium verholten hatte, dann aber in dessen Organismus umgewandelt worden war. Wer läuft nach dem Jüngsten Gericht verstümmelt herum? Echte Neuerkenntnis in der Theologie gab es nicht. Das machte sich vor allem dort verhängnisvoll bemerkbar, wo die tiefste theologische Auseinandersetzung hätte geführt werden müssen, in der Gottesfrage. Sie spielte sich fast ausschließlich in der Philosophie ab.

Einem Neuscholastiker war die Frage nach dem Missionarsheil mitnichten zum Lachen. Dieses aber ergriff inzwischen den Rest der Christenheit. Was war geschehen? Natürlich gehört auch Phantasie dazu, wenn man sich mit solchen Fragen beschäftigt; aber es war klar geworden, daß sie aus einem verkürzten Realitätsbewußtsein geboren war. Eine solche Frage versteht die Wirklichkeit nur noch als Natur. Zudem übersah sie, daß inzwischen das Paradigma für Realität gewechselt hatte. Die Neuzeit hatte sich entschlossen, Wirklichkeit als Fiktion zu interpretieren. Diese aber war nur mehr mit offen-unbefangener, angstfreier Phantasie zu erkunden.

Am Anfang dieses Umschwungs steht Descartes. Sein methodischer Zweifel schließt nicht aus, daß unser Denken totaler Täuschung durch einen bösen Geist (*genius malignus*) unterliegt. Der Verdacht wird genährt durch die neuen naturwissenschaftlichen Erkenntnisse, die erst gewahr werden lassen, daß unser Augenschein nur Schein produziert: Nicht die Sonne dreht sich um die Erde; es ist umgekehrt. Dann zeigt sich, daß die Welt kein statisches, sondern ein dynamisches Gebilde ist, dessen Fundamentalprinzip nicht Ordnung, sondern Evolution, dessen Erkennbarkeit nicht mittels Deduktion, sondern durch die Chaostheorie gegeben wird. Es lag nahe, von Gott erst zu abstrahieren – „*etsi Deus non daretur*“¹¹ –, dann ihn als Phantasieprojektion zu eliminieren. Zugleich wird er im Umschlag zu dieser Bewegung doch als Produkt eben dieser Phantasie wieder zugelassen, da die Dinge anders nicht voll erklärbar sind: „Wenn Gott nicht existierte, müßte man ihn erfinden“, sagte Voltaire¹², und Kant erklärte diesen Gott zum Postulat der praktischen Vernunft, das heißt zum Ergebnis induktiven Denkens. Inzwischen gibt es die Welt des Virtuellen, das Cyberspace als Raum fast unbegrenzter Möglichkeiten. Die Gegenwart lebt kaum noch aus der Tradition, sie meint, nur durch Innovation überleben zu können.

So entsteht eine unheilvolle Kluft zwischen kirchlicher Verkündigung und moderner Lebenswelt, die selber nochmals aufgespalten ist in viele Subkulturen. Eine traditionsgebundene Kirche fragt angesichts des Neuen voller Angst und voller Entsetzen: „Wo kommen wir da hin?“ Neuzeitlich-evolutives Denken interessiert nichts mehr als haargenau das! Und gibt ihm nicht der Erfolg recht? Er ist im übrigen ja nicht zufällig, sondern hängt am Wesen der Evolution selber.

Vom heutigen Stand aus erscheint der *Homo sapiens* als so folgerichtiges Produkt der Entwicklung, daß man seit den siebziger Jahren vom „anthropischen Prinzip“ spricht: Alle Parameter in der kosmischen Genese sind so beschaffen, daß nur dann, wenn sie so gegeben sind, wie sie sind, der Mensch entstehen konnte; schon bei geringen Abweichungen wäre menschliches Leben unmöglich. Nimmt man aber an, kurz nach dem Urknall habe schon eine Intelligenz menschlicher Dimension existiert, so wäre ihr völlig unmöglich gewesen, das Wesen „Mensch“ aus den Gegebenheiten abzuleiten, die damals existierten. Von vornherein sind die Schritte der Evolution nicht ausdenkbar, erst vom Ergebnis her zeigen sie sich als kohärent und folgerichtig. Nur die Imaginationen spielerischer, aber gleichwohl von den Vorgaben der Intelligenz geführter Phantasie wären, wenn irgend etwas, dazu in der Lage gewesen, Voraussagen über die Zukunft zu machen.

Wenn es nun aber richtig ist, daß sich die weitere Entwicklung des Menschen nicht mehr natural, sondern kultural vollziehen wird, dann gilt erst recht, daß nur durch eine vernunft- und verstandeleitete Phantasie jene Verhaltensweisen vorbereitet und eingeleitet werden können, die dem Wohl der Menschheit dienlich sind. Damit wird nicht der Traditionsvergessenheit das Wort geredet. Weil die Zu-

kunft nicht nur das Element des Unvordenklichen besitzt, sondern stets ebenso Auszeitigung des Vergangen-Überkommenen ist, weil zum anderen im Begriff der Tradition Innovation enthalten ist, sofern damit die Weitergabe des Alten an die je junge und neue Generation und Epoche gemeint ist, kann Phantasie gar nicht anders, als im Blick auf die Tradition erfolgreich agieren.

Der Leib Christi bedarf also bereits von den Erfordernissen und der Struktur der Gegenwart her der Lockerungsübungen, die die Phantasie ermöglicht, wenn er sich seinem Auftrag gemäß auf dem Weg durch die Zeit bewegen will. Gleichsam die Gegenprobe für diese Behauptung bildet das seit vielen Jahren zu beobachtende Rezeptionsverhalten innerhalb der Glaubensgemeinschaft. Je tiefer und entschlossener die kirchlichen Autoritäten die Positionspfähle in den Boden rammen, je höher sie den Pferch bauen, um die Herde beisammenzuhalten, um so leichtfüßiger sucht diese ihr Heil außerhalb davon. Man vermag sich gelegentlich des Eindrucks nicht zu erwehren, als seien die vielen römischen Verlautbarungen nur Fütterung der Archive.

Auch hier kann ein Beispiel für viele Fälle dienen. Um wenigstens alle Amtsinhaber in der Kirche auf die römischen Weisungen festzulegen, schrieb die Glaubenskongregation 1989 für alle „Gläubigen, die berufen sind, im Namen der Kirche ein Amt auszuüben“¹³, einen „Treueid“ (*Professio Fidei et Iusiurandum fidelitatis*) bei der Amtsübernahme vor. Er hat sich, soweit zu sehen ist, fast nirgends in der Kirche durchsetzen können. Bemerkenswert ist, daß wir im allgemeinen weder die Wirkung vehementer Proteste noch einer allgemeinen Haltung der Rebellion dafür verantwortlich machen können: Es geht um eine schlichte Nicht-Rezeption, hinter welcher das Glaubensbewußtsein der Gläubigen steht, daß die Weisungen der Zentrale offenkundig wenig lebens- und zukunftsfördernd für die Gemeinschaft der Glaubenden sind¹⁴. Ein wesentlicher Grund ist zweifellos die beschriebene Ungleichzeitigkeit im kirchlichen Bewußtsein.

Wir müssen nun doch noch einmal an das Zweite Vatikanische Konzil erinnern. Im Licht unserer Überlegungen wäre es wohl vorschnell und unangemessen, sich von seinen Dokumenten zu verabschieden, ehe sie auf ihre Tragfähigkeit für die Kirche wirklich untersucht worden sind. Wohl am charakteristischsten für Geist und Wille der vor 35 Jahren eröffneten Bischofsversammlung ist die pastorale Konstitution „*Gaudium et Spes*“. Sie ist der einzige Text, der erst in ihrem Verlauf konzipiert worden ist. In ihm wendet sich die kirchliche Gemeinschaft aus der Verpflichtung ihrer evangelischen Berufung ihrem Dienst zu, „unter Führung des Geistes, des Trösters, das Werk Christi selbst weiterzuführen“¹⁵. Dann fährt die Konstitution fort: „Zur Erfüllung dieses ihres Auftrags obliegt der Kirche allezeit die Pflicht, nach den Zeichen der Zeit zu forschen und sie im Licht des Evangeliums zu deuten. So kann sie dann in einer jeweils einer Generation angemessenen Weise auf die bleibenden Fragen der Menschen nach dem Sinn des gegenwärtigen und des zukünftigen Lebens und nach dem Verhältnis beider zueinander Antwort

geben. Es gilt also, die Welt, in der wir leben, ihre Erwartungen, Bestrebungen und ihren oft dramatischen Charakter zu erfassen und zu verstehen.“¹⁶

In diesen Worten scheint mir das einzig mögliche, das heißt auch: das einzig erfolgversprechende Programm für die Kirche zu liegen. Dieses Programm ist aber nur unter dem Einsatz der Phantasie auszuführen. Es bedarf zuerst in der Kirche natürlich der unablässigen Vergewisserung am Evangelium, weil es um ein Weiterführen des Werkes Christi geht. Aber hatten wir nicht gesehen, daß dieser selber in schöpferischer Phantasie das Heil der Menschen während seiner irdischen Existenz gefördert und gewirkt hatte? Zum anderen aber und mit gleicher Dringlichkeit ist für die Kirche der prospektive und kreative Blick, die Deutung der Zeitzeichen auf das Kommende hin notwendig, um eben dem Evangelium treu zu dienen. Sie bedarf auch selbst der Phantasie.

Versuchen wir nochmals zu verdeutschen, was damit gemeint ist, was heute damit gemeint ist. Wenn ein Autofahrer mit seinem Wagen plötzlich in eine prekäre, gefährliche und lebensbedrohende Lage gerät, dann ist seine Phantasie gefordert, blitzschnell jene Maßnahmen einzuleiten, die in den kommenden Momenten sein Leben effektiv und effizient sichern und bewahren. Im Alltagssprachgebrauch redet man freilich weniger von Phantasie als von Geistesgegenwart. Geistesgegenwart wäre die aktuelle Übersetzung von Phantasie auch im kirchlich-theologischen Zusammenhang. Dabei geht es nicht nur um das Reaktions- und das Aktionsvermögen, sondern auch um das Vertrauen in jenen Heiligen Geist, dessen Gegenwart die Kirche bekennt, der sie ihre Identität erst verdankt, unter dessen Führung sie der Gemeinschaft mit Gott entgegenwandert. Es ist jener Geist, der die Erde neu schafft und so das Werk der Weltveränderung in Gang hält, das der Gottessohn in Gang gebracht hat.

Phantasie als Geistesgegenwart – daraus erwachsen dann auch jene Tugenden, die die Glieder des Leibes Christi heute und mehr noch morgen vonnöten haben: Toleranz als Ertragen des und der anderen, Initiative als Kraft aus dem neuen Leben des neuen Menschen, der in Christus geschaffen ist, Humor als Überwältigung des Leids, heiliger Zorn als Triebkraft des Guten, katholische Weite als Gefäß für das unausdenkliche Wirken der Gnade Gottes.

Ist das utopisch und phantastisch? Wenn durch eine solche Sicht der Blick auf die dunklen Seiten der realen Situation unserer Zeit ausgeblendet würde, dann gewiß! Das ist jedoch nicht der Fall. Wir verschließen nicht den Blick vor den düsteren Aspekten dieser Epoche des Umbruchs; wir verhehlen uns keineswegs die Gefahren des Traditionsverlusts; wir wissen um die einer pluralen Gesellschaft innewohnenden Auflösungstendenzen; wir vermögen uns nicht von den psychischen Nöten und Gefährdungen der Zeitgenossen abzuwenden. Selbstverständlich sind Trauer und Angst der Menschen von heute auch unsere Trauer, Spiegelung eigener Unsicherheiten¹⁷. Dennoch: Wenn die Christen tatsächlich glauben, dann sind sie sich immer sicher gewesen, daß bei Gott kein Ding unmöglich ist

(vgl. Gen 38, 14; Ijob 42, 2; Lk 1, 37). Wie einst in Ephesus zu Zeiten des Theodosius spüren sie: Das Geschehen bleibt verwirrend, wenn und wo sie es nicht tun. Tröstlich, daß damals ein Bischof Phantasie gehabt hat. Damals wurden die Dinge transparent. Eine Legende sagt immer, daß man das Berichtete von den Hintergründen her ergründen muß. Sie sind in diesem Fall ein heilsgeschichtliches Gesetz, dem auch unsere Kirche nicht enthoben sein kann. In der frühesten Fassung hat es bereits Jesaja formuliert: „Glaubt ihr nicht, so bleibt ihr nicht“ (Jes 7,9). Damals war das auch schon ein Appell zur Phantasie.

ANMERKUNGEN

¹ Gregor v. Tours: MGH. SRM 1, 2 (1885) 847–853; 550–552; Jacobus da Voragine, *Legenda aurea* Nr. 101; M. Fuhrmann, Wunder u. Wirklichkeit. Zur Siebenschläferlegende u. anderen Texten aus d. chr. Trad., in: D. Henrich, W. Iser (A. 2) 209–224.

² Literatur in Auswahl: K. Barck, Poesie u. Imagination. Stud. zu ihrer Reflexionsgesch. zw. Aufklärung u. Moderne (Stuttgart 1993); E. Grassi, Die Macht d. Phantasie (= Ph.). Zur Gesch. abendländ. Denkens (Königstein 1979); H.-G. Heimbrock, Ph. u. chr. Glaube. Zum Dialog zw. Theol. u. Psychoanalyse (München 1977); D. Henrich, W. Iser (Hg.), Funktionen des Fiktiven (München 1983); D. Kamper (Hg.), Macht u. Ohnmacht d. Ph. (Darmstadt 1986); ders., Zur Gesch. d. Einbildungskraft (Reinbek 1990); V. Kast, Imagination als Raum d. Freiheit. Dialog zw. Ich u. Unbewußtem (Freiburg 1991); H. Kunz, Die anthropolog. Bedeutung d. Ph., 2 Bde (Basel 1946); S. Lorenz, Die Kraft d. kreativen Imagination. Wie das Erleben d. inneren Bilder zu Wandlung u. Heil führt (Berlin 1996); W. Panzenberg, Anthropologie in theol. Perspektive (Göttingen 1983); G. Perko, Aufschlüsse d. Einbildungskraft. Auswirkungen u. Wirkungsweisen d. Ph. (Pfaffenweiler 1993); A. Schöpf (Hg.), Ph. als anthropolog. Problem (Würzburg 1981); H. Schröer in: TRE 1, 566–572; D. Sölle, Ph. u. Gehorsam. Überlegungen zu einer künftigen chr. Ethik (Stuttgart 1988); J. H. Trede, K. Homann in: HWP 2, 346–358; M. Trowitzsch, Die bunte Gnade Gottes. Von d. Einbildungskraft d. Glaubens (München 1988); R. Volp in: TRE 6, 557–568.

³ EKL³ 3, 1174–1177 (J. W. Dixon); HWP 7, 516–535 (E. Evrard, G. Camassa, L. Benakis, M. R. Pagnoni-Sturlese); LThK² 8, 435–437 (G. Siewerth); TRE 26, 469–472 (M. Trowitzsch).

⁴ Anal. Post. 72 a, 37ff.

⁵ W. Beinert, Das entschiedene Jein. Über Ursachen u. Grundlagen des Fundamentalismus der Gegenwart, in: Blick in die Wiss. 5 (1994) 66–75.

⁶ München 1996. ⁷ DH 3004, 3026.

⁸ Dazu näher W. Beinert, Eine Kirche, die so bleibt, bleibt nicht so, in: Theol. im Spannungsfeld zw. Tradition u. Innovation (FS J. Kard. Ratzinger, Regensburg 1997) 219–248.

⁹ Dante, Div. Comm. Parad. XI, 50.

¹⁰ Zur ma. Wiss.theorie: U. Köpf, Die Anfänge d. theol. Wiss.theorie im 13. Jh. (Tübingen 1974).

¹¹ H. Grotius, De iure belli ac pacis (1625), proleg. 11, 12; vgl. 1,1 sectio 10,5.

¹² Epître à l'auteur du nouveau livre des trois imposteurs (1769) V. 22.

¹³ Lat. u. dt. Text in: Glaubensbekenntnis u. Treueid. Klarstellungen zu den „neuen“ römischen Formeln für kirchl. Amtsträger (Mainz 1990) 15–20, Zit. 15.

¹⁴ Glaube als Zustimmung, hg. v. W. Beinert (Freiburg 1991).

¹⁵ GS 3. ¹⁶ GS 4. ¹⁷ GS 1.